

3. Systematische Theologie

SECKLER, MAX, *Glaubenswissenschaft und Glaube*. Beiträge zur Fundamentaltheologie und zur Katholischen Tübinger Schule. Ausgewählt und herausgegeben von Michael Kessler, Winfried Werner und Walter Fürst. 2 Bände. Tübingen: Francke 2013. 634 u. 639 S., ISBN 978-3-7720-8511-6.

Neben seinen monographischen Werken hat Max Seckler (= S.), der Altmeister der Fundamentaltheologie, sein glaubenswissenschaftliches beziehungsweise religionstheologisches Konzept ebenso wie seine theologiegeschichtlichen Studien zur Katholischen Tübinger Schule (vor allem Drey und Hirscher) über Jahrzehnte profiliert. Wie imposant und geschlossen sich die disparaten, in manchen Fachorganen geradezu begrabenen Publikationen zu einem Ganzen zusammenschließen, haben die Herausgeber Michael Kessler, Winfried Werner und Walter Fürst mit dieser 2013 erschienenen zweibändigen Aufsatzsammlung eindrucksvoll demonstriert. Was lässt die Lektüre der überwiegend zuvor schon veröffentlichten Texte erwarten?

Band I widmet sich dem Konzept der (Fundamental-)Theologie als Glaubenswissenschaft und startet glücklich mit dem klassischen Beitrag S.s zum 4. Bd. des Handbuchs der Fundamentaltheologie („Theologie als Glaubenswissenschaft“). Der „integrative Begriff“ dieses Fachs erlaubt Orientierung, ohne den Baustellencharakter des Diskurses aufzuheben (Teil I). Im Kontext der theologischen Prinzipien- und Erkenntnislehre (Teil II) kommen ausführlich Cano und Drey zu Wort, aber auch die neuere lehramtliche Entwicklung seit Pius XII., darunter die „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen“ von 1990 und die als innovativ gewertete Enzyklika „Fides et Ratio“, ferner der Schöpfungsbegriff im Spannungsfeld von Systematik und Naturwissenschaft, eher kritisch sogar die kanonisch-intertextuelle Exegese und natürlich die „Grundkursidee“ Rahners.

Band II überschreitet den engeren Kreis des Fachdiskurses hin zum „Spannungsfeld von Offenbarung und Religion“ (Teil I): Aufklärung, Wort Gottes, Offenbarung, die Wandlung des scholastischen Begriffs der *potentia oboedientialis* bei Rahner und de Lubac, die Theologie der Religionen und die Toleranzfrage stehen im Vordergrund, während ein origineller und wohl wenig bekannter Beitrag „Heilsgeschichtliches und geschichtstheologisches Denken bei Vergil“ anspricht. „Auf dem Weg zu Johann Sebastian Drey“ (Teil II) geht S. gewissermaßen zurück in die Vergangenheit des Faches und damit auch in seine Zukunft – der *genius loci* lässt sich in einer geschichtsbewussten Theologie nicht vom *locus theologicus* Theologie trennen.

Die schön ausgestatteten Sammelbände erlauben es, dieses weitgespannte, aber nie überanstrengte Denken in seiner Vielfalt wiederzuentdecken oder (für die jüngere Generation) neu zu entdecken. Sie verschaffen einer Stimme verstärkt Gehör, die keine systemischen Parolen verkündet, aber unparteiisch und unaufgeregt die Sache der Theologie ins Spiel bringt. Die Texte haben überdies keine Patina angesetzt wie so manche lauter vorgetragenen Thesen, die kaum noch diskutiert werden: ein weiterer Beleg für das seltene Format dieser Theologie. Den Herausgebern und vor allem S. ist diese Einladung zur Sachlichkeit zu danken, vor allem wenn das Proprium der Fundamentaltheologie weiterhin verhandelt werden muss. Max Seckler steht, wie diese beiden Bände zeigen, noch immer mitten im Diskurs. Möge es so bleiben! P. HOFMANN

PRAETORIUS, INA, *Ich glaube an Gott und so weiter ... Eine Auslegung des Glaubensbekenntnisses*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2013. 192 S., ISBN 978-3-579-08169-4.

Es gibt Texte, die vertraut und zugleich fremd sind. Und manche Aussage hat man schon so oft gehört, dass man sie nicht mehr hören kann. Dass für immer mehr Menschen das (Apostolische) Glaubensbekenntnis zu dieser Art von sperrigen Texten gehört, ist eine Tatsache, die unterschiedlich bewertet wird. Das anzuzeigende Buch stimmt nicht in das heute vielfach zu hörende Klagelied über das Un- beziehungsweise Missverständnis des Symbolums in Gesellschaft und Christenheit ein. Aus eigener leidvoller Erfahrung

weiß die Verf.in (= P.) um die Schwierigkeiten und Herausforderungen dieses zentralen Bekenntnistextes. Wenngleich sie nicht alle Teile des Credo mitsprechen kann (vgl. 44), lässt sie doch keinen Zweifel daran, dass dieser „Text, der sich über viele Generationen bewährt hat“ (28), Respekt verdient und auch heute noch Halt und Orientierung zu geben vermag.

Das sinnstiftende Potenzial des Apostolicum wird im Buch auf eine – im guten Sinn des Wortes – unorthodoxe Weise erschlossen. Ungewöhnlich ist beispielsweise der stark autobiographische Zugang. Was Glaube, Gott, Ostern, Himmel usw. Christinnen und Christen in einer nachchristlichen Zeit noch zu sagen haben, erläutert P. mit Vorliebe im Ausgang von eigenen Erlebnissen. Die Lebenserfahrungen von (anderen) Frauen spielen im Buch eine zentrale Rolle. Das „Gespräch mit Tanten und afrikanischen Freundinnen, mit kritischen Töchtern“ (32), ist hier nicht bloß schmückendes Beiwerk, sondern fast so etwas wie ein genuiner *locus theologicus*. Aus ihrer Sympathie für feministische Positionen und Anliegen macht die Autorin kein Geheimnis. An Gott, den Vater, kann und will sie nicht glauben (vgl. 44). Der christologische Hoheitstitel „Herr“ wird verabschiedet (vgl. 74–76). Im Anschluss an die Matriachatsforschung und die vertikale Ökumene von Othmar Keel plädiert die Autorin für eine „Rehabilitation des kanaänischen Erbes“ (116), um „die Mängel des patriarchal vereinnahmten Glaubens an den Einen“ zu beheben (115). Ebenso wird eine andere Dreifaltigkeit angedacht. Vielleicht gibt es außer „der sperrigen christlichen Dreieinigkeit“ (68), dem „himmlische[n] Dreimännerbund“ (84), „die Dreifaltigkeit der Buchreligionen“, die Dreieinigkeit „aus jüdischer, christlicher und muslimischer Religion“ (68).

Deutlich fällt die Kritik an der Professorentheologie und der „akademische[n] Selbstbezogenheit“ (125) der wissenschaftlichen Theologie aus. Den selbsterklärten „Fachleute[n] des Religiösen“, den Transzendenzverwaltern (22) und „Gottbesitzer[n]“ (125), die – so der Verdacht der Verf.in – vielleicht gar nicht wollen, „dass sinnsuchende Menschen sie verstehen“ (31), wird eine geerdete Theologie entgegengestellt. Diese Erdung zeigt sich bereits im Kontext der Frage nach dem Ursprung des Apostolicum. Mit Emphase betont P., dass das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht übernatürlichen Ursprungs ist, sondern von gewöhnlichen Menschen als Ausdruck ihres religiösen Selbstverständnisses aufgeschrieben wurde. Eine „übertriebene Scheu“ vor den altehrwürdigen Worten sei daher nicht nötig (vgl. 27).

Als bodenständig und erdverbunden lässt sich die geistig-spirituelle Grundhaltung charakterisieren, zu der das Buch einlädt. So verzichtet die Autorin etwa bei der Auslegung des ersten Glaubensartikels, dem Glauben an Gott, auf langwierige biblische, philosophische und theologiehistorische Exkurse. Gott ist für sie „DAS UNBEGREIFLICH NAHE-FERNE, das alle Menschen und die ganze Welt trägt“ (40). Auch die Erläuterung der Allmacht Gottes kommt ohne Überlegungen zu Wesen, Erstreckungsbereich und Paradoxien der Allmacht aus. Erschlossen wird Gottes Allmacht von der Geschöpflichkeit und der Schöpfung her. Zwei Erfahrungen sind dabei hermeneutisch zentral: die Unsicherheit des Daseins und das Staunen beziehungsweise die Dankbarkeit über die geschenkte Fülle (vgl. 56–59). „[D]er Sinn des Vertrauens in GOTT, DIE ALLMÄCHTIGE“ besteht für P. darin, „dass ich demütig werde, nicht zerstöre und nichts gewaltsam an mich reiße“ (63). Eine wachsende Sensibilität für Natur, Mit- und Umwelt durch den Gottesglauben ist sicherlich zu begrüßen. Fraglich bleibt jedoch, ob eine so verstandene Allmacht der Hoffnung der Leidenden auf Erlösung, dem Schrei der Opfer nach Gerechtigkeit und der Sehnsucht des Menschen nach einer unvergänglichen Existenz (Auferweckung) gerecht werden kann.

Auch die Behandlung der anderen Glaubensartikel des Credo hinterlässt einen ambivalenten Eindruck. Einerseits ist es faszinierend und anregend, wie es der Autorin immer wieder gelingt, Altbekanntes in ein ungewohntes Licht zu rücken und so neue Aspekte sichtbar zu machen. Andererseits bleibt dabei auch manches, was unseren „Vorfahrinnen und Vorfahren“ (27) im Glauben wichtig war, unterbelichtet. Einige Beispiele: „Sicher ist: Jesus von Nazaret hat gelebt. Und das bedeutet auch: der, den man später ‚Sohn Gottes‘ nannte, wurde, wie wir alle, von einem Vater gezeugt und von einer Mutter geboren.“ (80) Wie die weltanschaulichen Prämissen lauten, aus denen dieser Schluss folgen soll, erfährt man leider nicht. Im Dunkeln bleibt auch, aus welchen Gründen die Möglichkeit

eines besonderen Handelns Gottes an beziehungsweise in Maria ausgeschlossen wird. Nach Ansicht der Verf.in ist die Vorstellung, dass Jesus nicht von einem gewöhnlichen Mann gezeugt wurde, unter den ersten Christinnen und Christen vielleicht deswegen aufgekommen, „weil er nie aufgehört hat, die Welt immer wieder wie neu geboren anzuschauen und deshalb, von Vorschriften uneingeengt, wirklich geistreich war“ (81). Auch hier lässt sich fragen: Gelingt es dieser Interpretation der Lehre von der geistgewirkten Empfängnis Jesu, die urchristliche Überzeugung einzuholen, dass im Christusereignis Gott selbst einen Neuanfang gesetzt hat, der das Menschenmögliche übersteigt, und gerade deshalb für uns heilsam und heilsbedeutsam ist? Nicht nachvollziehbar ist des Weiteren, was das Bekenntnis, dass Jesus den Ehrenplatz zur Rechten Gottes einnimmt, mit einem „homoerotischen Drama“ (120) zu tun haben soll.

Resümierend bleibt festzuhalten: Das sehr persönliche Buch hat durchaus das Potenzial, suchende und kritische Zeitgenossen anzusprechen und sie zu einer bewussteren Lebensweise im Vertrauen auf den göttlichen Urgrund zu inspirieren. Wer hier die Gefahr des Ausverkaufs des Christentums befürchtet, sollte bedenken, dass das Buch nicht beansprucht, „richtige Theologie“ (9) zu sein. „[V]ielleicht ist es die Theologie der Zukunft, dass wir in den alten Texten keine ewiggültigen Richtigkeiten mehr suchen, sondern vergängliche Wahrheit, die uns durch die weite Welt begleitet.“ (9) CH. J. AMOR

SECKINGER, STEFAN, *Dantes Theologie: Beatrice*. Die Liebe als Zielgrund menschlichen Strebens in der *Divina Commedia* des Dante Alighieri (Bonner Dogmatische Studien; 57). Würzburg: Echter 2015. 358 S., ISBN 978-3-429-03809-0.

Die in Koblenz-Landau erstellte Dissertation sieht Dantes (= D.s) *Divina Commedia* (= DC) „nicht mit den Augen der Philologie, sondern mit den Augen der Theologie. Es sind die Augen Beatrices [= B.], die für D.s Läuterungsweg maßgebend sind. Die konkrete zwischenmenschliche Liebeserfahrung ist Ausgangs- und Zielpunkt seines läuternden Weges zu Gott (der die Liebe in unbedingter Erfülltheit ist). Seine Jugendliebe B. wird ihm dabei zur theologischen Führerin und himmlischen Fürsprecherin [...]. B. wird nicht mit der Theologie schlechthin identifiziert, sie ist mehr als deren bloße Personifikation. Ziel dieser Untersuchung ist es [,] herauszuarbeiten, inwiefern die Begegnung mit dem geliebten Du im konkreten Lebensvollzug [...] der zunächst in einem formal-offenen Sinn verstandenen Theologie einen existentialen und persönlichen Akzent zu geben vermag“ (11). Seckinger (= S.) hat die Arbeit zwischen Hinführung und Schlussreflexion in sechs Teile gegliedert.

1 (14–60): „Die DC als theologisches Werk.“ Wie D. selbst nimmt S. den Glaubensstandpunkt ein, im klassischen Verständnis von Theologie („auch bei allem Zweifel“ [17 – oder meint S. damit, wie heute fast üblich, Fragen, Glaubenschwierigkeiten?]). „Was B. ist“ (31, Guardini), alles andere als eine Allegorie, entfaltet sich im Fortgang der DC; sie „wird zum Schlüssel eines auf interpersonale Begegnung aufbauenden, modernen Theologieverständnisses“ (22), im Horizont aktueller Fragestellungen, auf die im Verlauf des Buchs Exkurse eingehen werden (vom Zueinander von natürlicher und übernatürlicher Gotteserkenntnis über unter anderem die Angelogie bis zum *limbus patrum* und *puerorum*). Vor allem wird die Eschatologie und deren Hermeneutik Thema, wobei es statt um Weltflucht um Weltbejahung zu tun ist (36), aus dem Zentralereignis von Jesu Tod und Auferstehung. Dazu bietet S. den Aufriss eines theologischen Konstruktivismus (Feuerbach, Watzlawik, Vaihingers „Als ob“ ...), um so „selbst die theologischen Aussagen als bedingte, interpretationsbedürftige und gerade so als über vermeintliche intentionale Festlegungen hinausgehende zu verstehen“ (59), charakterisiere die eschatologische Sprache doch ihre Vorsicht, ihr „Vorbehalt“ (60).

2 (61–76): „Grundlegung: Verirrung im Wald oder die Ausweglosigkeit in der Lebenskrise“. In der Lebensmitte (35-jährig) gerät D. infolge von B.s Tod in eine Sinnkrise, wobei ihn nach Sinnenlust und Hochmut insbesondere die Wölfin Habgier bedroht. Hilfe kann allein von oben kommen: B. sendet ihm auf Fürsprache Mariens und Lucias Vergil (= V.) als Gestalt natürlicher Gotteserkenntnis. (Bei einem rechten Opferverständnis wäre das *sacrificium Intellectus* [75] keinesfalls abzuweisen, erst recht nicht mit Blick auf die Wandlung der Gabe durch die Annahme ihrer.) – Aus der Entscheidung, oder